**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 23 (1933)

**Heft:** 26

**Artikel:** Frau Sivland

**Autor:** Baltinester, Wilhelmine

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-644194

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

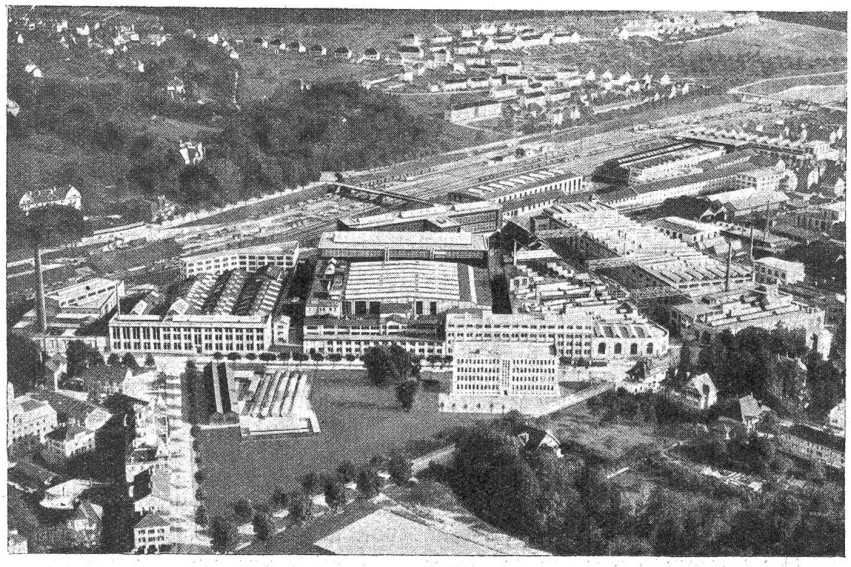
**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

jahrstage 1834 beschlossen Vater und Söhne die Errichtung einer Eisengießerei. In den folgenden Wochen sah man sich nach einem geeigneten Bauplatz um, der spätere Vergrößerungen gestattete. Man fand ihn an der Straße gegen Töß. Am 7. April 1834 wurde der Grundstein gelegt. Er gilt der Firma als der Gründungstag der heutigen Weltfirma. Im gleichen Jahre verließ auch der erste Eisenguß die Gießerei. Klein und bescheiden war damals das Geschäft. Zwei Gießer und zwei Taglöhner arbeiteten neben Vater und Söhnen in der Werkstatt. 1836 waren bereits 13 Gesellen angestellt. Rasch kam nun der Aufschwung. Die Söhne wußten, daß sich die alten Schmelzöfen überlebt hatten. Es sollte ein Kupolofen erstellt werden. Der Vater wollte nichts davon wissen. Da bauten die Söhne den Ofen in einer Nacht. 1839 mußten die Gießereieinrichtungen neuerdings stark erweitert werden, sehr gegen den Willen des Vaters, der keine Fabrik, sondern nur eine Werkstätte wollte.



Ansicht der heutigen Sulzerwerke in Winterthur.

Sulzer-Hirzel war der geistige Leiter der Fabrik, griff mit seiner Tatkraft überall persönlich zu. Reisen nach Frankreich, Oesterreich, Deutschland und England zum Studium aller Neuerungen brachten ihm immer wieder Anregungen. Die Kundschaft mehrte sich. Neue Zweige wurden angegliedert. So wurde 1841 die erste Dampfheizung im Gymnasiumsgebäude zu Winterthur ausgeführt. Die Geschäftsentwicklung wurde bald derart, daß tüchtige Hilfskräfte eingestellt werden mußten. Da zeigte nun Sulzer wieder einen seltenen Scharfblick. Die ausgezeichnetsten Männer, die tüchtigsten Kräfte wußte er für sich zu gewinnen, den Engländer Charles Brown, den späteren Mitbegründer von Brown und Boweri in Baden, einen überaus gewiegten, energischen und initiativen Ingenieur, weiter den Luzerner Kaspar Hodel. 1857 erhielten die Gebrüder Sulzer an der schweizerischen Landesausstellung zu Bern die höchste Auszeichnung. 1859 wurde die Gasfabrik Winterthur erstellt. 1860 übernahm J. J. Sulzer-Hirzel die Fabrik mit 500 Arbeitern allein. Immer neue Maschinen wurden gebaut, auch Feldgeschütze und Munition fabriziert. Die ersten gezogenen Feldgeschütze der Schweiz stammten aus der Sulzerschen Fabrik in Winterthur. Später beteiligte sich die Firma auch am Bau der gezogenen Hinterlader-Stahlgeschütze, der sogenannten Achtpfünder, weiter an der Herstellung der ungepreßten Stahlgeschosse. Den größten Erfolg hatte die Firma auf dem Gebiet des Dampfmaschinenbaus. Ins Jahr 1866 fällt die Entstehung der berühmten Sulzerschen Ventil-Dampfmaschine, die 1867 an der Weltausstellung zu Paris die goldene Medaille erhielt, die höchste Leistungsfähigkeit mit geringem Kohlenverbrauch, größter Solidität und leichter Steuerung paarte, stets Hauptvorzüge der Sulzermaschinen. Auch die Sulzerschen Zentralheizungsanlagen wurden 1867 in Paris mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Sulzer war auf den Gedanken gekommen, die ungesunden Warmluftheizungen durch Dampfheizungen zu ersetzen, eine epochemachende Erfindung. Daraus wurden später die Warmwasserheizungen, wie wir sie heute haben. Es gibt eigentlich kein Gebiet der Technik, das Sulzer nicht interessiert hätte. Und vom Besten nahm er für seine Fabrik immer das Beste. So kamen von Winterthur die Zentrifugalpumpen, die Apparate zur Herstellung von kondensierter Milch, Dampfschiffbauten, Ventilatoren. 1876 erwarb Sulzer das alleinige Ausführungsrecht der Brandtschen Gesteins-Bohrmaschinen für die Tunnelbauten.

Am 29. Juni 1883 raffte eine Lungenentzündung Johann Jakob Sulzer-Hirzel weg. Die Nachfolger leiteten die Firma im Sinn und Geist ihres Gründers weiter. Immer neue Produktionszweige wurden angeschlossen, so 1893 der Bau der Dieselmotoren, 1903 der Bau von Dampfturbinen. Sulzerunternehmungen sind: Gebrüder Sulzer A.-G. in Ludwigshafen, 1881 gegründet, die Sulzer-Zentralheizungen Mannheim, die Compagnie de Construction Mécanique Procédés Sulzer in Paris, die S. A. Chauffage Central Sulzer in Paris, die Sulzer Brothers, London, die Sulzer Frères S. A. in Bukarest, die Sulzer Frères in Kairo, die Sulzer Brothers, Kobe, Sulzer Hermanos S. J. Ltda, Buenos Aires. Hauptniederlassungen und Vertretungen bestehen in fast allen großen Städten der Welt. Am 24. Juni 1914 erfolgte die Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft. V.

# Frau Sivland. Von Wilhelmine Baltinester.

Die schweren Hände in die festrunden Hüften gestemmt, steht die Frau. Steht und schaut auf ihren Sohn, als erblicke sie ihn zum ersten Male. Wie auf Fremdes starrt sie. Er macht den Mund noch einmal auf und beginnt das Ganze, was er eben gesagt hat, von vorn herzuleiern. Heiraten will er. Der künftige Schwiegervater, reicher Großbauer, stellt Bedingungen: die Tochter soll keine Schwiegermutter über sich haben. Ins Ausgeding soll die Mutter, wenn der Sohn heiratet.

„Wie alt bist du?" fährt die Mutter ihn an.

Prahlerisch streckt er den Leib vor. „Einundzwanzig! Großjährig! Du weißt's ja!"

Sie weiß nichts, gar nichts weiß sie, die Zeit ging immer in harter Arbeit hin, dann mit Schreck beim jähen Tod des Mannes, dann wieder mit Arbeit. Sie nimmt ihre braunen, rissigen Finger zu Hilfe und zählt: „Siebzehn war ich, wie ich geheiratet hab ..." Stumm zählt sie weiter, biegt Finger um Finger. „Stimmt, bist einundzwanzig. Großjährig ..."

„Und das Testament des Vaters sagt, daß du ins Ausgeding gehst, sobald ich heirate", beharrte er weiter.

Die Frau steht und schaut. Ihr flimmert's vor den Augen. Ist das ihr Kind? Hat sie den da geboren? Setzt man Kinder in die Welt, damit sie einen wegdrängen in die Greisenecke?

„Du bist einundzwanzig, und ich erst neununddreißig", sagte sie.

„Ja, ja. Bist jung fürs Ausgeding. Aber da kann man nichts machen", meint er hart.

Sie schlägt ihre beiden großen braunen Hände vor die Augen, die ihn unentwegt anstarren müssen. „Geh!" sagt sie und wendet sich ab. „Wir werden noch darüber reden."

„Es gibt nichts zu reden gegen Geschriebenes. So steht's im Testament, so muß es sein."

Er stelzt mit langen Beinen zur Tür hinaus. Ihr ist, als hätte sie bis zu dieser Stunde einen anderen Sohn gehabt.

Mit niemand spricht sie darüber. Wozu auch? Wer kann ihr helfen? Es steht geschrieben, daß sie zwei Kammern zu beziehen hat, wenn der Sohn heiraten will, und was sie zu erhalten hat an Geldertrag, Vieh, Lebensmitteln. Was tut sie damit? Zu wenig, um eine eigene Wirtschaft zu pachten oder zu kaufen. Rasten und nicht mehr arbeiten dürfen? Herumgestoßen werden im Hause? Ihr Körper ist jung; hart spannen sich die Muskeln unter goldbrauner Haut. Ihr Gesicht ist straff, ihr Haar voll und glänzend.

Sie sitzt am Stubenfenster, starrt. Hier wird eine andere herumgehen und Frau sein. Zweiundzwanzig Jahre war sie hier, ein halbes Kind, als sie kam, eine noch junge Frau, da sie verdrängt werden soll, weggedrückt in den Ausgedingwinkel, wo sonst Greise und Greisinnen mit zittrigen Händen, schlotternden, ewig mahlenden Kiefern, tränenden Augen hocken und in trüber Ruhe die bittere Wonne des Ausruhens genießen.

Sie heult auf. Laut, einsam schalt es durchs Haus. Bis in die Küche hört es die Magd, stürzt herein. Mit geballter Faust winkt die Frau ihr ab. Nach rückwärts schreitend, zieht sich die Magd zurück, starrt mit entsetzten Augen.

Vor dem Haus sitzt der Sohn. Genießt den Anblick dessen, was ihm allein gehören soll. Feld wellt sich ins Wiesenland, Wiesen schleichen sich saftig grün in den Wald. Guter Wald. Ueppiger Boden. Ein schönes Weib kriegt er, ein saftstrotzendes. Kinder will er, jedes Jahr eines. Geld bringt sie mit. Das Leben ist schön! Was für ein dumpfer Laut war das im Haus? Ach, es wird etwas umgefallen sein! Er sitzt und schaut. Prallblau spannt sich der Himmel. Weißblond ist das junge Weib, das er haben wird. Wenn man ihr in die Augen schaut, siedet einem das Blut. Er springt auf, es würgt ihm am Halse. Nicht schnell genug kann Hochzeit sein.

Drei Tage schweigen Mutter und Sohn. Am vierten fährt es ihm ungeduldig heraus: „Nun?"

Die Frau sitzt und sagt nichts, sieht ihn an.

„Es muß doch ein Ende sein!" brummt er.

„Ja, es muß ein Ende sein", spricht sie ihm nach, steht auf, geht wie eine, die im Traum schreitet, zur Tür hinaus.

Ueber die Wiesen tappt sie. Dort ist ein Nachbarhof und da auch einer. Sie klopft an eine Tür. Es würgt sie, doch sie spricht.

„Du bist siebzig Jahre alt, Nachbar Kunzelmann. Alle ehren deinen Verstand. Rat' du mir. Der Sohn will mich weghaben, im Ausgeding. So steht es im Testament. Bin erst neununddreißig Jahre alt."

„Altsein ist oft bitter, noch bitterer ist manchmal das Jungsein. Mußt dich fügen. Alles im Leben ist: fügen."

Unwillig steht sie auf. Seine Greisenweisheit paßt ihr nicht. Sie stemmt sich dagegen. Murmelt einen Gruß, geht.

Drüben ist auch ein Hof. Ein junges Paar. Mitleidig starren sie. Vor einem Jahr haben sie es nicht anders gemacht als der Sivlandsohn, haben die Eltern des Mannes ins Ausgeding gedrängt.

Wieder geht sie. Nirgends ist Rat. Sie hockt auf einem Baumstrunk am Wege. Starrt in den fallenden Tag, in die herankriechende Nacht. Erst der blankrunde Mond scheucht sie auf. Spät kommt sie auf den Hof. Die Mägde sehen ihr ängstlich ins Gesicht. Der Sohn war unruhig, als sie so lange ausblieb. Sie würgt ihren abgestandenen Brei in sich hinein, den hölzernen Teller zwischen den Knien. Plötzlich ekelt ihr vor der Speise, ihr ist, als schlucke sie Gnadenbrot.

Am nächsten Tage haben sie auf dem Viehmarkt zu tun. Mit verglasten Augen steht die Frau. Der Handel ist ihr gleichgültig, obwohl heute zwei prächtige Kühe des Sivlandhofes hier zum Verkaufe stehen. Der Sohn spricht, handelt, schreit.

Einer tritt an die Frau heran. „Nun, Sivlandwitwe! Still bist heute! Sonst war schwer handeln mit einer Klugen, wie du eine bist! Fehlt's wo?"

„Nein", sagt sie kurz.

Er läßt nicht locker. „Geht der Sohn wohl eigene Wege, macht Scherereien?"

Sie zuckt zusammen, als das Wort Sohn fällt.

„Da ist was, das dich drückt!"

Sie starrt den Mann an, der zu ihr spricht. Er ist ein Großbauer von der anderen Seite des Tales. Ein ehrlicher Mann. Vielleicht weiß er ihr Rat.

„Darüber wär' viel zu sprechen", sagt sie, während ihr Sohn unter den Kühen herumkriecht und einem hartköpfigen Käufer die Pracht der Euter zeigt.

„Bin in der Schenke drüben bis gegen Abend", sagt der Großbauer. „Kannst mit mir reden, wenn du Rat willst!"

Sie nickt. Banger Hoffnungsstrahl wärmt sie. Mit ihrer knappen, strengen Art nimmt sie am Handel teil. Was der Sohn nicht vermochte, deichselt sie im Handumdrehen. Eine der Kühe wandert um guten Kaufpreis in die Hand dessen, der seit zwei Stunden mit dem Sohne feilschte. In der nächsten Stunde verkauft sie die zweite Kuh und schickt den Sohn heim.

Sie öffnet die Tür zur Schenke. Pfeifenrauch steht dick in der Stube. In einem Winkel, allein am schwarzbraunen Rundtisch, entdeckt sie den Großbauer.

„Nun?" empfängt er sie. „Heiraten will der Sohn?"

„Woher weißt du?"

„Hab's mir gedacht."

„Ich soll ins Ausgeding", sagt sie.

Er schaut sie an, von oben bis unten, strotzend wie sie dasitzt. Er lacht schallend, daß ein paar Gesichter durch den Pfeifenrauch zu ihnen schauen. „Du ins Ausgeding! Wie ein Spaß klingt das! Weiß nicht, ob du in dreißig Jahren schon fürs Ausgeding passen wirst! Ich hab' dir was zu sagen, Sivlandbäuerin: Heirat' mich!"

Groß schaut sie ihn an. Heiß schießt es ihr ins goldbraune Gesicht. Ein paarmal tut sie den Mund auf, bringt nichts heraus. Daran hatte sie nie gedacht!

„Bin ich dir zu alt?" fragt er unsicher. „Ich bin nahe den Fünfzig. Aber ich war nie krank mein Leben lang, und ich kann zwei Knechte abarbeiten, ehe ich selbst müde werd'!"

Weinen und Lachen zugleich schüttern in ihr. Er streckt ihr die Hand hin. Fest legt sie die ihre hinein.

„Morgen zum Pfarrer gehen?" fragt er.

Sie nickt.

„Abgemacht." Er strahlt sie an, jugendlich unter den leise angegrauten mächtigen Brauen. Sein großes Gesicht glänzt. Hat ihm schon lang gefallen, die Sivlandfrau! Guter Ruf, braves Weib, strammes Weib. Seit drei Jahren ist er Witwer. Eine wie die braucht der Hof, eine wie die braucht er.

Am nächsten Tage sagt sie zum Sohne: „Kannst dich da breitmachen mit deiner!" Ich geh' fort. Ich heirat' den Tobias Schultern."

„Du heiratest?" Er staunt sie an. Für Söhne sind Mütter immer alt. Er wundert sich eine Weile lang, dann fällt ihm ein, daß sie noch nicht einmal vierzig ist.

„Ja, ja. Dann wird ja alles gut zwischen uns", sagt er.

Sie läßt sich das auszahlen, was das Testament ihr zuerkennt. So viele Stücke Vieh und soviel in barem Gelde. Sie feilscht nicht mit dem Sohne, aber sie wahrt ihr Recht, wie er zu allen Zeiten sein Recht gegen sie wahren würde.

Vier Wochen nach dem Markttage ist die Hochzeit. Ihr Sohn ist bei der Trauung. Auch seine künftige Braut und ihre Leute.

„Wie eine Junge schaut deine Mutter aus! Wär' niemals gut gewesen, zwei so junge Frauen auf deinem Hof!" sagt der Schwiegervater.

Die Mutter gibt dem Sohn die Hand. Schaut ihn an. Klein lag er ihr vor Jahren am Herzen, entwuchs, wurde hart, wollte sie in verfrühtes Alter hineindrängen. Etwas schuldbewußt, aber fest schaut ihr der Sohn ins Auge zurück.

Der Hof, auf den sie zieht, ist groß. Alles hat sie sich, bevor sie hinkam, genau angesehen. Nach dem bescheidenen raschen Mahl, das sie einer kleinen Anzahl von Verwandten geben, geht sie gleich an die Arbeit. Mit hochgekrempelten Aermeln, schweren Schuhen hockt sie im Stall bei einer kalbenden Kuh. Schickt die Magd hin und her, schafft mit dem Knecht, so, als säße sie schon jahrelang hier als Bäuerin fest, nichts ist ihr fremd. Eine große, starke Ruhe ist in ihr. Jung leuchtet ihr Gesicht aus dem Stalldunkel. Der Mann kommt und sucht sie, schilt mit leiser Stimme über ihr Arbeiten am heutigen Festtage. Ihr Lachen, laut, hell, froh, stark, dringt ihm entgegen.

Ein halbes Jahr vergeht. Selten kommt sie auf den Sivlandhof. Arbeit, Glück, Behagen fesseln sie an die neue Heimat. Und dem jungen Paar auf dem alten Hof kommt sie nicht immer gelegen. Eifersucht bohrt in der jungen Frau. Zu oft hat sie von Knechten, Mägden und Mann „die Frau", wie alle die Mutter nennen, loben hören müssen. Die reife Frau merkt es, lächelt. Grünzeug, junges! Saftstrotzend, klug, sicher, auf festen Beinen steht sie selbst im Leben.

Stiller wird der Sohn. Erstes Ehejahr zwischen sehr jungen Leuten ist immer Ehekampfjahr. Oft kommt er zur Mutter um Rat. Einmal, in dämmriger Stunde, sie kann sein Gesicht nicht mehr ganz deutlich sehen im Stubendüster, sagt er:

„Oft mein' ich, wir hätten dich gebraucht, Mutter."

Sie legt die Hand auf seine Hände. Sie weiß, kämpfen muß jeder allein, jeder für sich. „Mußt dich durchringen. Es wird gehen! Man wird reifer, auch sie!"

„Wenn sie das Kind bekommt, wird es besser!" meint er. Sie nickt.

Später, als er geht, steht sie auf dem Hügel und sieht ihm nach, sieht nur seinen Schatten, denn dichte Dunkelheit fällt. Rings um sich fühlt sie den Hof, auf dem sie ihren Platz hat, den Ehrenplatz und ihre Arbeit.

Unverdrängte, starke, strotzende Lebensfülle, Kraft, die noch reichlich spenden kann, Kraft, die in ihrer reifsten Blüte nie und nimmer ins Ausgeding gehört, blüht in ihr. Still steht sie und horcht in sich hinein. Steht und schaut stark und froh ins warme Dunkel, kreuzt behutsam lächelnd die Hände überm Leib, der ein neues Leben trägt.

# Vom Biedermeier und seiner Kultur. Von H. W. May.

Biedermeier — das ist die „gute, alte Zeit". Dieser Begriff schwankt allerdings durch mehrere Jahrhunderte. Eichendorff, der größte Lyriker, der größte Dichter vielleicht überhaupt, den die Biedermeierzeit hatte, spricht in seinen Gedichten, in seinem köstlichen „Taugenichts", im „Schloß Dürande" von der „guten, alten Zeit" und meint damit das Rokoko, weil er Adeliger und Schloßbesitzer war und für Adel und Besitz das Biedermeier eben zu „modern", zu „bürgerlich" war. Für uns, die wir die mannigfachsten Umwälzungen hinter uns haben, wird bald die Zeit vor dem Kriege als eine „gute, alte Zeit" erscheinen, wie heute schon unsere Großeltern von ihrer Jugend als von einer guten alten Zeit zu sprechen gewohnt sind. Immer wird die „gute, alte Zeit" besser erscheinen als die Gegenwart.

Und dennoch trägt keine Epoche mit mehr Recht diese Bezeichnung als gerade das Biedermeier, denn es war wirklich und wahrhaftig eine „gute, alte Zeit", eine Zeit, in der Güte höchste menschliche Tugend war. Eine Zeit, zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen alter und neuer Geschichte, zwischen Napoleon in Frankreich und Bismarck in Deutschland, zwischen zwei Kriegen, zwischen Revolution und Revolution, zwischen Reifrock und Krinoline, zwischen Adel und Arbeitertum, zwischen Robespierre und Marx, zwischen dem höfischen Feudalismus seiner letzten Machtentfaltung und patrizialischem Bürgertum. —

Biedermeier, das ist die Zeit etwa von 1815, von dem Ende der Freiheitskriege, bis zu den Tagen der Berliner Revolution von 1848, deren Wellen insgeheim bis weit hinein in die Schweiz drangen, zwischen Blücher und dem dritten Napoleon, dem ersten und dem zweiten Empire, der Königin Luise und der Kaiserin Eugenie, zwischen Beethoven und Wagner, Leipzig und Olmütz, dem Turner Jahn und dem Präsidenten Simson.

So war das Biedermeier eine politische, mehr noch aber eine kulturelle Epoche. Die Gotik schuf den Gläubigen und Hörigen, die Renaissance das freier denkende undd künstlerische Individuum, das Barock den absoluten Fürsten, das Rokoko die Kultur der Höfe und der Höflichkeit der Kavaliere, die Kultur des Adels. Das Empire verkündet den Sieg der ersten Revolution, ist das Zeitalter des Humanismus, des Kosmopolitismus, einer neuen Klassik, des Napoleonidentums, der Graezisierung Europas.

Im Biedermeier geht die Epoche noch eine Stufe tiefer; das Bürgertum, durch die Revolutionen frei und mündig geworden, erwacht und baut eine kleine Weile eine Welt auf für sich und aus sich heraus, um bald wieder in sanften Freiheitsschlaf zu verfallen. So ging die Entwicklung vom Kaiser zum Fürsten, zu den Baronen, zum Bürger über und dann schritt die Zeit fort zur Gegenwart. —

Die Zeit nach 1815 ist ausgefüllt von liberaler und nationaler Opposition, liberal zu nennen gegenüber dem absoluten Fürstentum, national gegenüber dem Franzosentum und dem humanistischen Weltbürgertum; die Alten lebten noch halb im Rokoko, die Jungen dachten schon an die nächste Revolution.

Dazwischen steht der Bürger jener Zeit, stolz, reich oder mindestens wohlhabend, mit dem Säbel der Bürgerwehr umgürtet, ein Hüter seiner neuerkämpften Freiheit. Der Bürger fühlte sich von innen heraus wachsen, nun er endlich eintreten durfte in die Geschichte und die Reihen derer, die Geschichte machen, sieht endlich seine Ideale sich verwirklichen, seinen ersehnten politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Fortschritt marschieren. Dennoch, in keinem Augenblicke seiner Herrschaft verleugnet er sich selbst im geringsten. Die Geste des in die politische Arena eintretenden Bürgers ist sehr — bürgerlich und bleibt bürgerlich. Er versucht zwar nachzuahmen, wie ehemals die Großen sich räusperten und spuckten, aber es will ihm nicht gelingen, seine Nachahmung bleibt unzulänglich und so ist der Bürger nach 1815 immer nahe daran, Karikatur zu sein — Herr Biedermeier! —